

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Erster Jahrgang.



Mittwoch,

(1825. No 46.)

7. Dezember.

Ritter Alf.

(Ballade, von Julius.)

Der Ritter schlug den Pagen tod,
Aus wilder Eiferucht;
Nicht Ruh wird Alf in seiner Burg,
Er irt durch Wald und Schlucht.

Ihn grünen blut'ge Leichen an,
Das Laubwert schauet wild;
Und Blise spruh'n, der Donner vollt,
Der nach dem Ritter zielt.

Und mit ihm zieht der Page fort,
Mit blondgelecktem Haar;
Die Wangen bleich — das Auge kalt,
Das glühend einstens war.

Vom Blute triefet sein sammtnes Kleid,
Es röchelt seine Brust;
Der Ritter hört's mit Grausen an,
Und jauchzt in wilder Lust.

Und wie er steht durchs Felsgeklüt,
Der Page ihm zur Seit;
Der winket ihm mit blut'ger Hand
Dorthin — in mein Geleit.

Und wie er steht am stürm'ichen Meer,
Will wachen rein die Hand;
Da taucht der wilde Schmerz empor
Und winkt ihm von dem Rand.

„Das Meer wäscht deine Hand nicht rein,
Dein blutig Herz nicht ab;
Herab! herab ins stürm'iche Haus
Sturz' dich ins Blutengrab.“

Geübnet ist die blut'ge That,
Der Ritter stürzt hinein;
Der Page ruht in tübler Gruft
Man grub ihn eben ein.

Die große Woche.

(Fortsetzung von No 45.)

3.

Die große Woche war vorüber. Der Zweck derselben, welcher eigentlich darin bestand, den Gehorsam zu prüfen, beurkundete die Genauigkeit, mit welcher jedes Vergehen bemerkt und nunmehr angegeben wurde. Die Zahl derselben war in diesem Jahre sehr klein und die Art sehr unbedeutend, so daß alle Angeklagten, bis auf ein Paar, mit geringen Strafen durchkamen. Dieses eine Paar war — Omar und Solina.

Die fürchterliche Anklage lautete dahin: „Omar, ein Fremdling und Solina, die Tochter eines längstverstorbenen Bürgers von Ispahana seien am Tage des Hasses, als dem letzten Tage der großen Woche des wandelnden Jahres, bei den Versicherungen gegenseitiger Treue und bei den Auferstimmungen heftiger Liebe betreten worden. Sintermalen es aber die Sonne des Landes, der Schah, gewollt und erwiesen hat, daß an diesem Tage der Gott der Zwietracht sein Recht übe, auf daß er feiere durch die übrigen Monde des Jahres, so zeige solches Betragen, so dem Wort aus des Schahs Lippen gerad' entgegen stehe, eine unerhörte, nicht genug zu bestrafende Widerspenstigkeit und solle das Urtheil, nach reiflicher Abstimmung der Häupter des ispahana'schen Senates, auf das strengste vollzogen werden. Also komm' es bei dem ewigen Lichte der Sonne, die da keinen Frevel beschauen will!“

Solchen verderblichen Sinnes war das Anklageinstrument. Der Schah ließ Ispahana's Häupter zusammenberufen, von deren Aussprüche das Schicksal der beiden Liebenden abhing.

Mit Ispahana's Häuptern hätte es aber eine sonderbare Beschaffenheit. Die eine Hälfte derselben gehörte, was den Kopf anbelangte, gerade nicht zu den weisesten, während die andere wohl alle Weisheit vereinigen mochte, welche Sokrates und alle Philosophen der alten Hella's, vor und nach ihm, zusammengescharrt hatten. Eine Eigenheit machte übrigens beide Senatshälften so ziemlich einander ähnlich. Die Unvernünftigen, welche nach der Maxime, daß man, um etwas zu scheinen, etwas aus sich machen müsse, lebten, — hielten sich aus Arroganz für weise. Die Weisen hingegen hatten den Satz der alten Philosophie, daß viel dazu gehöre, um zu wissen, daß man nichts wisse, so gut inne, daß sie sich aus purer Bescheidenheit für die Unwissendsten von der Welt hielten.

Was war natürlicher, als daß die Pseudo-Weisen bereits mit hundert Züchtigungsvorschlägen fertig waren, ehe die Pseudo-Abderiten noch einen einzigen laut kund zu thun gewagt hatten? Man

beschloß daher, um zu einer Stimmeneinheit zu gelangen, alle Vorschläge schriftlich in eine Urne zu werfen, und einen von jeder Partei ziehen zu lassen. Es geschah; zwei Zettel waren gezogen und alles war begierig. — Der Vorschlag von Seite der savants imaginaires lautete so: „Der Fall sei so verwickelt, daß ihn Menschenverstand unmöglich entscheiden könne; man solle demnach die Götter selbst in Anspruch nehmen und entscheiden lassen.“ — Allgemeiner Beifall lohnte dieses Urtheil; man glaubte kaum, daß die sots imaginaires etwas Besseres würden erdacht haben können. Man öffnete das suffragium dieser Partei und sieh da, es lautete, wie folgt: „Der Fall sei so wichtig und bedenklich, daß wohl kein Mensch, ihn zu lösen, sich erkühnen solle; die Götter allein möchten da entscheiden.“ — Der Rathschreiber war, ehe noch der Herold ausgelesen, bereits um Jspahans Chronika geübt, um diesen unerhörten Fall totaler Gleichheit der ewigen Gegenparteien mit goldener Tinte niederzuschreiben. Allgemeiner Jubel begleitete diese sichtbare Huld der Götter.

Weit vor der Stadt befand sich eine Sandwüste, welche den verderblichsten Stürmen ausgesetzt war, und schon manchem Pilger das Leben kostete. Diese sollte der Platz seyn, an welchem es den guten Göttern überlassen wäre, sich den Sündern gnädig zu bezugen oder sie zu verderben. —

Om ar, als ein Fremdling, mußte die Stadt zuerst räumen. Man führte ihn bis an die Grenze jenes gefährlichen Sandmeers, hieß ihn sodann ein ungesatteltes Pferd besteigen, und jagte dieses mit ihm weit in die Steppen hinein, bis Ros und Reiter hinter den aufwogenden Sandwolken verschwanden. — Nach Om arn kam die Reihe an Solina. Ohne Stab, ohne Labfal wurde sie von einem Paare roher Kriegsknechte fortgetrieben. Nicht einmal zum Abschiede ließ man ihr Zeit, als sie sich auf dem äußersten Hügel noch einmal umwenden, und ihrer Vaterstadt lebwohl sagen wollte.

Schon that sich vor Solinas Blicken die furchterliche Einöde auf. Heißer Hauch und drückend schwüler Dampf des emporgewirbelten Staubes quoll ihr als Gruß entgegen. Traurige Felsen, ohne Kraut, ohne Moos, bildeten die todten Wächter dieses offenen Grabes. Schon waren ihre Locken von dichtem Sandgeriesel überdeckt; ihre Sohlen brannten und ließen allmählig schwächere Spuren am Boden zurück. Sie wußte sich nicht mehr zu helfen. Endlich fiel ihr etwas aus ihrer frühesten Jugend bei, was ihr, als letztes Rettungsmittel den letzten Stern der Hoffnung noch am Himmel erhielt. Sie wußte sich nämlich eines Liedchens zu entsinnen, welches sie von ihrer Amme oftmals

singen hörte, und womit die Mütter ihren kranken Kindern die halbentflohene Seele zurückzulocken glauben. Das Liedchen singt von der Schönheit des Lebens, und hat eine schmelzende Melodie. Die Geister, welche um den menschlichen Lebensbaum gelagert liegen, sollen sie viel tausend Meilen weit vernehmen, und sich manchmal davon zum Mitleide rühren lassen, zumal, wenn es eine junge Kehle singt. Dessen eingedenk setzte sich Solina auf ein vorragendes Felsstück und sang also:

Wehe, wehe, sterben soll ich!
Ach und bin so una!
Wehe, wehe, sterben soll ich,
Ach und leb' so gern!

Weh' in's Finst're soll ich gehen, —
Und hab's Licht so gern!
Weh', in's Kalte soll ich gehen,
Und hab's gern so warm!

Liebe Sonne, nimm die Jugend,
Liebe Sonne, nimm das Licht,
Liebe Sonne, nimm die Wärme,
Dür das Leben nimm mir nicht!
Wehe, wehe —!

Sie konnte nicht enden, — eine gräßliche Sandwolke kam auf den Flügeln des Todes angerauscht und begrub sie.

(Beschluß folgt.)

Der Ungarn Drangsale unter der Herrschaft der Türken.

(Beschluß von No 45.)

„Wurde irgendwo in einem Dorfe oder auf dessen Terrän, ein todter Türke gefunden, so mußte die Gemeinde, gleichviel ob ihn jemand aus ihrer Mitte ermordet hat oder nicht, eine Strafe von 400 Gulden zahlen. Dieselbe Geldbuße mußte auch von jeder Ortschaft entrichtet werden, in deren Nähe ein Türke in den Wasserfluten angekommen ist. Stand jemand zur selbigen Zeit, zufälligerweise gerade an dem Ufer des Flusses, derselbe büßte seine Freiheit mit der Sklavenkette. Geriethen in einem Hause die Türken in Handel und Schlägereien, und einer von ihnen wurde getödtet, so betraf alle Hausinwohner zur Strafe das harte Loos des Sklavendienstes. Dasselbe Schicksal begegnete auch demjenigen Wirthe, den der bei ihm wohnende türkische Soldat, vor seinem Offiziere angeklagt hat, er hätte ihm einen Speck in die Speise hineingeworfen — was die einquartierten Soldaten aber immer böshafter Weise selbst thaten, um die gedrückten Hauswirthe in's Unglück zu stürzen. Die Schweine durften daher nur sehr geheim gehalten, gemästet und geschlachtet werden. — An den Festtagen der Türken, war alle und jegliche Arbeit verboten, ja selbst die Ge-

lehren durften nicht einmal ein Buch in die Hände nehmen und lesen!“

„Brach irgendwo in einem Orte die Pest aus, so mußten alle Hunde todt geschlagen, und an die Hausthore genagelt werden; wer keinen Hund besaß, mußte einen kaufen und ihn tödten. Der Gestank von den todtten Hunden war unerträglich. Die Türken gaben von dieser Hunde-Massacre folgende Ursachen an, sie sagten: Gott wäre erzürnt worden, deshalb hatte er zur Strafe die Pest geschickt; er dürfte nun befähigt zu werden nach Blut, sein Durst könne daher auch nur mit Blut gestillt werden, einerlei ob dasselbe von Menschen oder von Hunden sei. — In einem Marktstücken lief auf der Strafe ein Hund, dem jemand den Schwanz abgehackt hat, mit einem großen Geheule herum, denselben erblickte ein türkischer Offizier und er sagte zu den Umstehenden: könnte dieser Hund reden, so würde er sich, des ihm zugesügten Uebels wegen gewiß vor mir beklagen und Satisfaction fordern, — und was war das Resultat von dieser Aeußerung? Die armen Menschen, die Einwohner des Marktstückens, mußten, um das dem Hunde zugesügte Unrecht zu rächen, einer Strafe von 6 Gulden sich unterwerfen! Unzählbar sind die Arten der Erpressungen und Mißhandlungen, deren sich die grausamen Tirannen bedienten, um die bedrängten Christen in Kontribution zu setzen.“

„Sehr gerne führten die Türken, sowohl mit Geistlichen als Laien, Gespräche über ihre Religion. Dies war aber immer nur eine List, mit der sie die Christen in ihre Falle lockten. Sie fragten sie gewöhnlich, ob sie die Lehren und die übrigen Nachrichten von Mohamed, dem Stifter ihres Glaubens, für wahr und untrüglich hielten? — Bejahte jemand diese Frage, so ward er gezwungen den christlichen Glauben abzuschwören; verneinte sie aber jemand, so wurde er verbrannt. Das beste Mittel einem und dem andern Unglücke auszuweichen war, unvermerkt, durch eine gut angebrachte Wendung, das Gespräch auf andere Gegenstände zu leiten.“

„Bestanden die Türken mit den Christen ein Gefecht, und sie waren dabei unglücklich, so schoben sie gewöhnlich die Schuld davon auf ihre Geist-

lichen, die ihnen bei Gott alles mit ihren Gebeten verdorben hätten. Aus diesem Grunde wollten sie daher einst auch einen sehr frommen Bischof, der seinen untergebenen Geistlichen die Gebete anbefohlen hatte, schon dreimal tödten; sie banden ihm, um ihn recht die Todesangst fühlen zu lassen, die Hände auf den Rücken und führten ihn auf den Gerichtsplatz, wo sie ihn zu enthaupten drohten. Gegen die Priester und Schullehrer hatten sie einen unbeschreiblich großen Haß; sie verfolgten sie, wie sie nur konnten und fügten ihnen großes Leid zu. So oft es ihnen nur einfiel, brachten sie einen Priester daher geschleppt, den sie erbärmlich auf die Fußsohlen schlagen ließen. — Wollte jemand das größte Unrecht vor Gericht behaupten, so durfte er nur einen Beutel voll Geld haben, um damit für sein Interesse den parteiischen und geldsüchtigen Richter zu gewinnen.“

„Unzählige der Ungarn verfielen während der türkischen Herrschaft in die härteste Sklaverei. Man fing sie nach Willkühr auf den Straßen auf, verschenkte sie als Sklaven und jagte sie scharenweis nach Thrazien, wo sie Dörfer anlegen und, gleich dem Viehe arbeiten mußten. Sogar von den Knaben nahm man jeden zehnten weg; man suchte die schönsten und gesündesten aus, und aus ihnen wurden die Janitscharen erzogen. Auch eine Kopfsteuer mußte von den Kindern, doch nicht von allen, sondern nur von jenen, deren Köpfe nach dem vorhandenen Maße die erforderliche Dicke hatten, entrichtet werden. Dieser Kopfmesser hatte die Form eines Hirkels; die Knabenzehntner und Steuereinnnehmer gingen mit demselben von Haus zu Haus, und paßten ihn den Köpfen der Kinder an; wessen Kindes Kopf nun seinen Umfang gehörig ausgefüllt hat, für dasselbe mußte die Steuer (sie betrug 200 Aspern — nach unserm Gelde ungefähr 1 fl. 25 kr. C. M.) bezahlt werden. Für manchen der Väter, der mehrere Kinder hatte, war diese Abgabe sehr drückend und viele, die kein Geld hatten, gaben lieber gar ihre Kinder hin. Wer sich aber beschneiden und in die Grundzüge des Mohamedanism einweihen ließ, konnte allen diesen grausamen Plackereien entgehen.“

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Ofen, 3. Dez. 1825.

Der gestrige Abend war für alle Freunde und Verehrer der Kunst, so wie überhaupt für die theaterbegehrende Welt, ein äußerst genußreicher, indem auf unserer Bühne Carl Maria von Webers Meisterwerk: Der Freischütz, zum erstenmale zur Ausführung kam. Es wäre wohl unnötig über den Werth der Dichtung und Musik dieser Oper, welche nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch auf mehreren der be-

deutendsten Bühnen des Auslandes, namentlich in Paris und London, die würdevollste Anerkennung gefunden, ein mehreres zu erwähnen, und um so weniger, da die meisten periodischen Blätter Europas sich im gebührenden Lobe hierüber ohnedies schon erschöpft haben. Darum nur zur Ausführung.

Der allem muß Referent berühren, daß viele der äußerst zahlreich versammelten Menge mit der Idee in's Theater ge-

Wien, 28. November 1825.

kommen waren, daß es wohl gar nicht möglich seyn könne, auf unserer Bühne den Freischützen zu geben. Konnte es daher wohl für Direktion, Mitglieder und Orchester eine glänzendere Rechtfertigung geben, als daß diese Personen nach Beendigung der Oper das Haus mit der vollen Ueberzeugung verließen, daß in Anbetracht der Beschränktheit des Lokales und der der Direktion zu Gebote stehenden Mittel, alles nur mögliche geleistet, und jede Erwartung übertroffen wurde? Das Orchester, unter der Leitung des Kapellmeisters Pläzer schien, wie ein Phönix, verjüngt aus seiner Asche hervorgegangen zu seyn, und ließ an Präcision bei Execution der schwierigsten Stellen dieser Oper nichts zu wünschen übrig. Der rauschende Empfang bei seinem Eintritt ins Orchester mag Hrn. Pläzer bewiesen haben, wie angenehm er uns sei. Eben so drückte das einstimmige Hervorrufen am Ende die Zufriedenheit des Publikums mit seiner Leitung aus, und wir wünschen nur vom ganzen Herzen, daß ihm diese Beweise von Auszeichnung anspornen mögen dieses kunstsinnige Publikum recht bald und oft mit ähnlichen Genüssen in Euterpens Gebiete zu erfreuen. Mad. Hornik, Agathe, sang und spielte — obgleich sie uns im Anfange etwas befangen erschien — ihre Partie mit ungemeiner Anmut und Fartheit, und der einstimmigste Beifall wurde ihr nach jedem vorgetragenen Gesangsstücke, besonders nach der großen Arie des 2ten Actes, zu Theil, in welcher sie uns auch den ganzen Reiz ihrer schönen Stimme enthüllte, und wie sich zu der Ueberzeugung gelangt, was wir Entzückendes von ihr erwarten dürfen, wenn man diese talentvolle Sängerin künftighin in jeder Oper dahin stellt, wohin sie gehört. Mad. Cibulka, Lenchen, hatte diese Partie wegen Erkrankung der Mad. Müller, aus besonderer Achtung für das Publikum übernommen. Wahrscheinlich eine solche Bereitwilligkeit zum Vergnügen eines Publikums mitzuwirken, um ihm den Hochgenuß, eines der ersten Meisterwerke zu sehen und zu hören, nicht zu entziehen, verdient die dankbarste Anerkennung, und Mad. Cibulka fand sie auch gewiß in den ihr, während der ganzen Oper spendeten Beifallsbezeugungen. Sie wirkte mit ihrem schönen Talente zur vollendeten Darstellung nach allen Kräften, und die Künstlerin mochte wohl schon hierin in der eigenen Brust den schönsten Lohn für ihr edles Bemühen finden, und beuecktere somit ihren wahren Beruf hundertfältig mehr, als so viele hochgepriesene Koryphäen der Kunst, welche durch niedere Scheuch und Theater-Kabale dem Publikum, ihren Konjorten und sich selbst jeden Genuß verkümmern. Hr. Eichberger, Max, so wie Hr. Borshitsky, Kaspar, schienen, besonders der letztere, rücksichtlich ihres Spieles noch nicht recht mit sich selbst einig zu seyn, und dieses störte allerdings ein wenig, obgleich sie im Gesange allgemein befriedigten, und besonders Hr. Borshitsky in seinen beiden ersten Acten ganz vorzüglich glänzte. Wir hoffen, daß dieser Uebelstand bei einer künftigen Produktion wegfalle; indem wir überzeugt sind, daß beide Herren, mit regem Eifer für ihre Kunst begabt, trachten werden, durch mehrfache Proben, ihr Spiel dem Ganzen auf die vortheilhafteste Art zu einen. Alle übrigen Mitwirkenden verdienen gerechtes Lob, so wie auch dem Direktor, Hrn. Köllz, für die Ausstattung des Ganzen, und dem Theatermaler Engert, hinsichtlich des Arrangements, die ehrende Auszeichnung des Hervorrufens nach dem 2ten Acte mit allem Rechte zu Theil wurde.

Alle Literatur- und Belletricitäten sollten jetzt einen schwarzen Rand haben. Jean Paul ist todt. Das weiß man, freilich schon in Pesth und in der Welt. Aber wie meine Wunde ewig neu seyn wird, so bleibt es auch diese Nachricht. Nicht Deutschland, sondern die Jetztzeit verlor einen größten Gelehrten, einen größten Humoristen, einen größten Dichter. Dafür gibt's noch Trost. Unser Jahrhundert verlor aber einen größten Menschen, und dieser Verlust ist unerfeglich und entseßlich. Mit Jean Paul wurde die heiligste Begeisterung für alles Höchste, Schönste und Größte begraben. Ach, da mögen die Flämmchen aller jetzt lebenden Dichter zusammenwehen — diese große Weltflamme werden sie doch nicht hervorbringen. Wer diese wenigen Worte versteht, für den sind sie genug; wer sie nicht versteht, für den würden auch viele zu wenig, und also zu viel seyn. — Jetzt hiesige Neuigkeitlein. — Mad. Schröder hat den Schauspieler Hrn. Kunst geheirathet. Eine Schröder kann sich nur mit Kunst vermählen, und zwar mit geborne. Hr. Henker, ein bekannter dramatischer Dichter und Theaterdirektor, ist gestorben. Die ihn kannten, liebten ihn und trauern jetzt; viele aber trauern um ihn, wenn sie ihn auch nicht kannten; weil sie ihn doch liebten. Interimistisch wird sein Schwiegersohn, Hr. Scheidlin, ein hiesiger Großhändler, das Josephstädter-Theater leiten. Wie kommt Merkur in den Thaliatempel? — Er hat sich hineingestellt. — Der Artemidor, von unserm deutschen Barthelmy, Kuffner, ist vom Hrn. Professor Deenberghen in Amsterdam ins Holländische überfetzt worden. Die holländischen Journale loben dieses archäologische Werk außerordentlich. Dief sagte von Kuffner, er sei einer der größten Alterthumskenner Deutschlands. Ref. setzt hinzu, er ist ein e der liebenswürdigsten Menschen der Stadt Wien sammt ihren Umgebungen. Künftig mehr über diesen herrlichen vielseitigen Schriftsteller. — Schlechta's Cimbürgis ist gefallen, aber nicht vom Himmel. Dies Ding enthält lauter italienische Blumen ins Wasser gestellt, und lauter Reminiscenzen ohne besondere Mnemonik. — Das Burgtheater gab und gibt auch einen „Erbretrag“ nach einer hoffmannschen Erzählung. Eine langweilige Kriminalnovell im Kanzeltstil. Die Trochäen darin sind keine schlechten Jamben. Hr. Anschütz gibt den Kasellan darin so gut, wie den Year. — Hamlet kommt Donnerstag auf die Burgbühne. Gabe ihn Hr. Kern nur kernig und kernig! — Hartlich's neues Drama, „Der Morgen auf Capri“, wird auch da gegeben werden. Freuden geben wir ihm den Morgenröth. — Die ludamitische wissenschaftliche Gesellschaft allhier gab neulich ein glänzend Fest dem Bacchus zu Ehren. Viel ansehende und angegangene Dichter waren dabei. Jocus, Momus und Komus bildeten das Scenarium.

Berichtigung. Der unterzeichnete Schauspiel-Direktor findet sich genöthigt, um die, von ihm für den künftigen Sommer nach Herrmannstadt engagierten Mitglieder in volle Gewißheit zu setzen, zu erklären, daß das Theater zu Herrmannstadt nicht mit dem von Temesvar in Verbindung stehe (wie in No 36 der Iris der temesvarer Korrespondent behaupten will); sondern daß diese Bühne vereint mit der arader unter seiner Leitung stehe, und daß er durch Fleiß und Solidität eifrig dahin trachten wird, sich noch lange die Theilnahme und die Gewogenheit beider Städte zu erhalten.
Carl Slavik,
Schauspiel-Direktor zu
Herrmannstadt und Acad.

Wrad, 19. Nov. 1825.